

Einleitung

Wünsche sind Bestandteil des Erlebens von Menschen und beeinflussen ihr Verhalten. Somit sind Wünsche klar als Gegenstand der Wissenschaft Psychologie ausgewiesen. Sucht man jedoch in der Literatur nach psychologischen Erkenntnissen zu Wünschen, gelangt man schnell zu der Frage: „Gibt es überhaupt eine Psychologie des Wunsches?“ und es spricht einiges dafür, diese Frage zu verneinen. Ohne sich diesem Urteil unmittelbar anzuschließen, muß festgehalten werden, daß die erfahrungswissenschaftlich orientierten Psychologie Wünsche jedenfalls nicht zentral thematisiert. Es finden sich zwar Arbeiten zu Bedingungen und Folgen von Einzelwünschen, wie beispielsweise unerfüllte Kinderwünsche, Wünsche nach Geschlechtsumwandlung oder Sterbewünsche bei finaler Erkrankung, aber eine fundierende theoretische Auseinandersetzung mit Wünschen selbst liegt bisher nicht vor. Worin kann diese Situation begründet liegen? Mangel an Relevanz kann sowohl anhand von Alltagserfahrung als auch angesichts der genannten Beispiele ausgeschlossen werden.

Bemerkenswert ist allerdings, daß über die Hälfte der nachgewiesenen Studien zum Thema Wunsch einen psychoanalytischen Hintergrund haben. Man könnte in diesem Zusammenhang meinen, daß dies eine psychoanalytische Besetzung des Themas Wunsch darstellt. Der psychoanalytische Wunschbegriff weicht jedoch ganz erheblich von der Alltagsbedeutung ab. Während sich Wunscherfüllung in der Alltagsbedeutung einen prospektiven und optimistischen Charakter trägt, beschreibt Freud im Gegensatz dazu in seiner 1912 erschienen Abhandlung „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens“ Wünsche als retrospektiv, auf die erstmalige und zeitlich zurückliegende Befriedigung eines Bedürfnisses bezogen (Freud, 1988). Er deklariert Wünsche effektiv für unerfüllbar und gibt ihnen auf diese Weise einen pessimistischen Anstrich.

Die starke inhaltliche Abweichung von psychoanalytischer und Alltagsbedeutung des Wunsches lädt mehr zur Entwicklung eines von der Psychoanalyse unabhängigen Paradigmas ein, als daß sie eine alternative Theoretisierung von Wünschen hindern sollte. Die vorherrschend psychoanalytisch geprägten Publikationen scheinen vielmehr Begleitumstand als Ursache der Unterentwicklung einer erfahrungswissenschaftlich geleiteten Psychologie des Wunsches zu sein.

Liegen die Schwierigkeiten für eine Psychologie des Wunsches nicht vielmehr in Problemen bei der empirischen Überprüfung theoretischer Annahmen? Genauer gefragt: Besitzt die erfahrungswissenschaftlich geleitete Psychologie überhaupt die methodischen Mittel, insbeson-

dere geeignete Analyseverfahren, zur Bearbeitung des Datenformats, in dem Wünsche sinnvoll erfaßbar sind?

Einen ersten Versuch, Daten zu Wünschen zu erzeugen, unternahmen Thomas und Znaniecki (1918). Die Grundlage ihrer Konzeption waren Tagebücher polnischer Emigranten im europäischen und amerikanischen Ausland, ein einzigartiges und umfangreiches Material, das sowohl mit inhaltsanalytischen als auch statistischen Methoden ausgewertet wurde. Dabei ist es ein wissenschaftsgeschichtlicher Treppenwitz, daß die Autoren als Urheber des Einstellungsbegriffs in Lehrbücher zur Sozialpsychologie Eingang gefunden haben, ihr zentrales Konstrukt jedoch, der Wunsch, praktisch keine Rezeption erfährt. Ihre methodische Position, die zwischen quantitativem und qualitativem Vorgehen liegt, mag zum Vergessen des Ansatzes entscheidend beigetragen haben. Verständlich wird dies nur unter Berücksichtigung der unglücklichen, im wissenschaftlichen Jugendstadium der Psychologie geführten Debatte zwischen Dilthey und Ebbinghaus um den Charakter der Psychologie: Geistes- oder Naturwissenschaft? Der Wunschansatz Thomas' und Znanieckis entzieht sich einer klaren Zuordnung innerhalb dieses Schemas.

Heute scheinen die Proponenten der beiden damals entstandenen psychologischen Lager Heftigkeiten im Umgang mit einander unangemessen zu finden. Man meidet die offene Auseinandersetzung, geht seiner Wege und teilt mit den Altvorderen dennoch eine Neigung zum Vorbehalt, sowohl hinsichtlich des verwendeten Datentyps: Text versus Zahl, als auch gegenüber den Ergebnissen der jeweils Anderen: Ungültigkeit versus Idiosynkrasie.

Mit der direkte Befragung zu Wünschen besteht ein anderer Weg zur Datengenerierung zum Thema Wunsch. Dabei steht Form der Fragen zur Wahl: geschlossene oder offene Fragen. Geschlossene Fragen bieten dem Antworter eine vorgegebene Anzahl von Antwortalternativen zur Auswahl, die in der Regel auf etwa zehn Möglichkeiten beschränkt bleibt. Demgegenüber fordern offene Fragen zur Produktion von Antworten auf. Die Menge von Antworten ist nicht begrenzt und ihr effektiver Umfang kann bestenfalls empirisch ermittelt werden.

In den 40er Jahren wurde eine intensive Debatte zu den Vorzügen und Nachteilen der beiden Frageformen geführt. Schuman und Presser (1981) zeigen jedoch, daß die vorgegebenen Antworten von geschlossenen Fragen durch offene Fragen zum selben Gegenstand nicht vollständig reproduziert werden können. Unter Umständen kann die Schnittmenge der Antwort aus beiden Frageformen auf dramatische Weise derart gering ausfallen, daß Zweifel an der inhaltlichen Äquivalenz der Frageformen berechtigt scheinen. Belson und Duncan (1962) kommen angesichts gravierend unterschiedlicher Antworten, die durch die beiden alternativen Frageformen hervorgerufen werden, zu dem Schluß, daß in Abhängigkeit des jeweiligen

Kontextes nur eines der beiden Formate valide Ergebnisse liefern kann. Dabei harrt die Frage, welche der beiden Formen sich in welchem Kontext als günstiger erweist, noch einer umfassenden Beantwortung.

Daraus folgt, daß die Entscheidung über das Frageform nicht trivial ist, sondern die Gültigkeit der Ergebnisse ernsthaft betrifft. Lazarsfeld (1944) rät bei der Annäherung an ein bisher unbearbeitetes Thema wegen noch fehlender theoretischer Ausarbeitungen zur offenen Frageform.

Obwohl Lazarsfelds Einfluß nicht nachgewiesen werden kann, wurde die offene Frageform tatsächlich auch mehrheitlich als Zugang bei den bisherigen empirischer Untersuchungen zum Thema Wunsch gewählt. Die berichteten Wünsche zählte man in der Regel aus und bereitete damit Daten für eine quantitative Auswertung vor. Eine entscheidende Komplikation ergibt sich jedoch aufgrund unterschiedlicher Auftretenshäufigkeiten der Wünsche. Einige wenige Wünsche stellen die Mehrheit der Nennungen. Dem steht der größere Teil der Wünsche mit nur sehr geringer Nennungshäufigkeit gegenüber. Es resultiert bei nach Frequenz geordneter Darstellung der Wünsche eine j-Verteilung¹ (Abbildung 1).

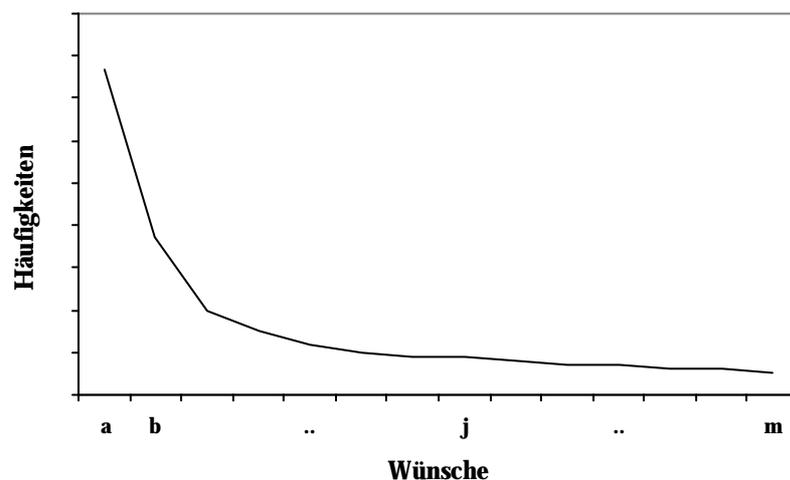


Abbildung 1: Die in der Regel anzutreffende Verteilungsform der Häufigkeiten von Wunschkäußerungen. Einige wenige Wünsche ziehen die meisten Nennungen auf sich, dagegen werden die meisten anderen Wünsche nur selten genannt.

Angesichts einer solchen Datenkonstellation stoßen strukturerkennende Verfahren, die wie die Faktoranalyse auf linearen Zusammenhängen unter Annahme bestimmter Verteilungen basieren, an ihre Grenzen. Aufgrund der j-Verteilungen weichen Wunschdaten beispielsweise von den in faktoranalytischen Modellen vorausgesetzten Verteilungsformen ab.

¹ Die Bezeichnung der Verteilung leitet sich aus der Ähnlichkeit des Graphen mit einem um 90° im Uhrzeigersinn gedrehten Buchstaben j her.

Eine Datenreduktion, wie sie durch die Anwendung von Methoden wie der Faktoranalyse angestrebt wird, liegt jedoch angesichts der großen Vielfalt der anfallenden Antwortmengen sehr nahe, denn nur so lassen sich Fortschritte in Begriffs- und Theorieentwicklung erzielen.

Es besteht ein bisher ungedeckter Bedarf nach geeigneten strukturerkennenden Verfahren für j-verteilte Daten allgemein und speziell für Daten, wie sie die offene Frage nach Wünschen erzeugt. Die empirisch gestützte Konzeption einer Psychologie des Wunsches ist mit der Lösung eines abstrakten Datenproblems verbunden. Wenn es gelingt, dieses Datenproblem am Fall von Wunschdaten erfolgreich zu lösen, besteht zugleich auch ein Zugang zur formalen Strukturanalyse weiterer anderer Anwendungsfälle der offenen Frageform.

Die Absichten dieser Arbeit lassen sich auf zwei Ebenen fassen:

1. Ein Beitrag zu einer Psychologie des Wunsches.

Obwohl Wünsche wichtige Alltagsphänomene sind, waren sie bisher nur ein marginaler Gegenstand der Psychologie. Dies mag an einer fehlenden wissenschaftlichen Begriffsbildung liegen, aber auch an der schwierigen Datenlage, die mit einer Befragung zum Thema Wunsch einhergeht. Die Anwendung eingeführter Verfahren der Datenreduktion wie die Faktoranalyse verbietet sich in diesem Kontext leider aufgrund der j-Verteilung von Wünschen und der damit verbundenen Unterschiede in den Erwartungswerten. Wenn also substanzwissenschaftliche Fortschritte hinsichtlich Wünschen erzielt werden sollen, so müssen geeignete Methoden zum Einsatz gebracht werden. Hier werden zu diesem Zweck vier alternative Modelle eingeführt.

2. Methodenerprobung und Methodenvergleich.

Dabei soll einerseits die Eignung von Methoden für derartige Daten gezeigt und darüber hinaus die günstigste Methode ermittelt werden. Mit Hilfe geeigneter Methoden können Modelle formuliert werden, die zu einem empirischen Forschungszyklus von Theorie, Messung und Daten im Sinn Roskams (1997) führt, der letztlich eine theoretische Weiterentwicklung ermöglichen soll. Über die Erprobung und den Vergleich von Methoden für die spezifischen Daten lassen sich somit auch theoretische Fortschritte einer Psychologie des Wunsches erzielen.

Zunächst ist der Wunschbegriff zu explizieren. Dazu werden zunächst Festlegungs- und Kategorisierungsvorschläge von Wünschen als Sichtungsergebnis empirischer Literatur wiedergegeben. Im weiteren werden Beziehungen zu dem Wunsch ähnlichen theoretischen Konstrukten wie Ziele, Werte und Emotionen erörtert. Beide Quellen von Vorkenntnissen münden in eine formale Explikation des Begriffs Wunsch. Die allgemeine Möglichkeit einer datenorientierten

Konzeptualisierung wird besprochen, wie auch die auf der Erhebungsform beruhende Besonderheit der Daten. Es werden die folgenden vier Methoden unter dem Gesichtspunkt ihrer Verwendungsfähigkeit zur Lösung des genannten Datenproblems erprobt:

1. Unfolding im Rahmen eines Multidimensionalen Skalierungsmodells (NMDS)
2. Multivariate Korrespondenzanalyse
in der Formulierung als alternierend kleinstquadratgeschätztes Homogenitätsmodell (HOMALS)
3. Hierarchische Klassenanalyse (HICLAS)
4. Merkmalsmusteranalyse (FPA)

Alle vier Methoden haben gemein, daß kategoriale Koinzidenzen zur Modellierung genutzt werden und eine simultane graphische Repräsentation sowohl von Kategorien als auch von Datenquellen als Punkte im selben Raum (bei NMDS und HOMALS) oder Knoten in korrespondierenden Graphen (HICLAS und FPA) resultiert. Der vorteilhafte bildgebende Aspekt der gewählten Methoden ermöglicht dem Untersucher aufgrund der Anschaulichkeit einer „Ergebnislandschaft“ eine intuitive Interpretations- und Bewertungsmöglichkeit. Im vorliegenden Anwendungsfall ergeben sich „Wunschlandschaften“.